

Wofür Väter gut sind

5 Wege, auf denen sie die Kindesentwicklung fördern

Bereits etwa jeder dritte junge Vater in Deutschland nimmt Elternzeit in Anspruch. Doch kommt das väterliche Engagement auch den Kindern zugute? Auf jeden Fall, meint Paul Raeburn. Väter, so erläutert der amerikanische Wissenschaftsjournalist in seinem Buch *Väter, warum sie trotzdem wichtig sind*, seien für deren Wohlergehen viel wichtiger, als man lange vermutete – und zwar in jeder Entwicklungsphase.

1) Befruchtung:

Krieg in der Gebärmutter

Der erste Grund, aus dem Väter wichtig sind, hat allerdings wenig mit ihrem Erziehungsengagement zu tun: Sie sind unverzichtbar als Samenspender.

Die zweifelhafte Utopie einer rein weiblichen Menschheit ist mit der heutigen Gentechnik nicht zu verwirklichen. Der britische Biologe Azim Surani erprobte Ende der 1970er Jahre im Mausversuch eine Art Jungfernzeugung: Statt mit einem Spermium befruchtete er die Eizelle mit dem Erbgut einer anderen weiblichen Maus. Theoretisch hätte sich daraus ein gesundes Mäusekind entwickeln müssen. Tatsächlich aber wuchsen nichtlebensfähige Föten voller genetischer Defekte heran. Inzwischen weiß man, woran das – auch bei uns Menschen – liegt: Schätzungsweise 100 der gut 20 000 menschlichen Gene haben eine „genomische Prägung“. Sie tragen eine Art Aufdruck: „Ich stamme vom Vater“ oder „von der Mutter“.

Diese Gene verfolgen eine rigorose Interessenpolitik. Die väterlichen Gene sorgen dafür, dass dem Fötus – auf Kosten der Schwangeren – so viele Nährstoffe wie möglich zugeführt werden. Die mütterlichen Gene steuern dieser Ausbeutung gegen. Das Ergebnis dieses „Gebärmutterkriegs“ ist ein für Fötus und Mutter erträglicher Kompromiss. Offenbar braucht das werdende Kind sowohl die Gene des Vaters als auch die der Mutter, um sich korrekt entwickeln zu können.

2) Schwangerschaft:

Vom Kämpfer zum Kümmerer

Während der Mutter-Kind-Symbiose vor der Geburt müssen Väter mit der Zuschauerrolle vorliebnehmen. Doch wie sich herausstellt, ist ihr indirekter Einfluss selbst in dieser Zeit erheblich. Wie die Mütter stellen sich die Väter nicht nur gedanklich, sondern auch hormonell auf die Elternschaft ein. Während der letzten Schwangerschaftsmonate wurde bei Männern sogar ein Anstieg des Stillhormons Prolaktin nachgewiesen. Gleichzeitig wird die Produktion des männlichen Kampf- und Sexhormons Testosteron gedrosselt: Wenn Väter erstmals ihr Kind im Arm halten, ist ihr Testosteronspiegel um 33 Prozent gesunken. Der Kämpfer wird zum Kümmerer. Das kommt der Vater-Kind-Bindung zugute. Forscher der *Emory University* wiesen 2013 nach, dass junge Väter den Nachwuchs umso intensiver bemuttern, je weniger Testosteron durch ihre Adern fließt. Die Partnerin ist bei dieser hormonellen Umstellung der Taktgeber:

43 Forscherinnen aus Neufundland beobachteten bei 34 angehenden Elternpaaren, dass die Hormone der werdenden Eltern während der Schwangerschaft im Gleichklang stiegen und fielen. Offensichtlich fühlen sich die beiden Partner in dieser Zeit besonders nah und verbunden. Kinder von Vätern, die ihrer Partnerin während der Schwangerschaft beistehen, haben ein höheres Geburtsgewicht und bessere Überlebenschancen in den Monaten danach.

3) Babys:

Die Spiele der Väter

Als John Bowlby in den 1940er Jahren entdeckte, wie wichtig eine sichere Bindung für die kindliche Entwicklung ist, meinte er die Bindung zwischen Mutter und Kind. Inzwischen weiß man, dass die Vaterbindung ebenso zählt. Denn auch Väter können bemuttern. Lässt man sie mit ihren Babys allein, agieren sie ganz ähnlich wie Mütter. Sie sprechen im Babytalk, schauen dem Kind in die Augen, imitieren seinen Gesichtsausdruck, schwingen sich auf den Takt von Mimik und Lauten ein. Beim Studium solcher nonverbaler Tänze stellte die israelische Psychologin Ruth Feldman fest: Das Ausdrucksspiel der Väter ist lebhafter als das der Mütter, mit plötzlichen Wechseln. Der Entwicklungspsychologe Michael Lamb beobachtete, dass Mütter und Väter mit ihren Kleinkindern in etwa gleich lang spielten. Doch die Väter tollten mehr herum, ihr Spiel war körperbetonter. Den meisten Kindern gefiel das besser.

4) Kindheit:

Sprechenlernen mit Papa

Frauen sind im Schnitt sprachbegabter als Männer. Trotzdem sind Väter fürs Erlernen der Sprache wichtiger als Mütter. Überraschendes Ergebnis einer großen US-Studie: Sechs Monate alte Kinder, deren Väter beim Geschichtenerzählen zum Bilderbuch aus einem großen Wortschatz schöpften, waren ein und drei Jahre später in ihrer Sprachentwicklung voraus. Die Mütter hingegen hatten keinen Effekt. Mütter, so vermuten die Forscherinnen, benutzen Redewendungen, mit denen ihr Kind schon vertraut ist. Väter aber schöpfen aus dem Vollen. Überhaupt werden Mütter vom Nachwuchs wohl eher als Quelle von Sicherheit wahrgenommen; den Vätern kommt die Rolle des Animateurs zu. Der Kanadier Daniel Paquette beobachtete, dass Väter Spielobjekte oft auf ungewöhnliche Weise benutzen und die Kinder damit kognitiv herausfordern. Sie animieren sie auch, die Welt zu erkunden. Kinder, deren Väter in den ersten Jahren viel mit ihnen spielen, ihnen vorlesen und mit ihnen Ausflüge machen, werden in der Grundschule seltener verhaltensauffällig und als Jugendliche seltener delinquent.

5) Teenager:

Akzeptanz und sexuelle Reife

Eltern wissen um die Aussichtslosigkeit, Teenager zu erziehen. Dennoch bleiben die Eltern unverzichtbar – als emotionaler Rückhalt. Ronald Rohner analysierte 36 Studien über elterlichen Einfluss. Sein Fazit: Kinder, die sich von ihren Eltern akzeptiert fühlen, sind selbständiger, selbstbewusster und zuversichtlicher. Und: Väterliche Zurückweisung wirkt sich noch schlimmer aus als mütterliche. Bei Mädchen hat die verlässliche Zuneigung des Vaters eine seltsame Langzeitwirkung: Sie kommen später in die Pubertät, suchen nicht so früh den ersten Sex und werden seltener schon zu Schulzeiten schwanger. Sarah Hill und Danielle DelPriore baten Frauen um die 20, eine Episode aus ihrem Leben zu rekapitulieren, in der ihr Vater ihnen entweder eine Stütze oder aber nicht für sie da war. Beschworen sie das Erinnerungsbild des gleichgültigen Vaters herauf, sprachen sie sich anschließend eher für schnellen Sex mit wechselnden Partnern aus. Sie verbanden Sexualität dann nicht mehr so stark mit Liebe und Empathie.

Thomas Saum-Aldehoff

Aus: Psychologie Heute